

(Nachdruck verboten.)

12]

Andreas Vöst.

Bauernroman von Ludwig Thoma.

Einige Tage nach Allerseelen kamen die Lehrer der benachbarten Gemeinden in Aufhausen zusammen; es war ein alter Brauch, sich in jedem Monate einmal zu sehen und über Beruf und andere Dinge zu reden.

Diesmal war es ziemlich lebhaft geworden, und Herr Stegmüller hatte über vieles nachzudenken, als er den Weblinger Feldweg entlang schritt.

„Welche Haltung sollen wir bei den Gemeindevahlen beobachten?“

Ueber diese Frage hatte der Lehrer von Gilgertshofen einen Vortrag gehalten. Der war ein systematischer Mensch, welcher alles mit erstens, zweitens und drittens haben mußte. Und da war doch wenig oder nichts zu sagen. Wer einen politischen Kampf führen will, muß unabhängig sein; und das waren die Lehrer nicht. Sie konnten nicht gegen die Geistlichkeit streiten. Erstens, zweitens und drittens, weil die Pfarrer auch Schulinspektoren sind. Die Bauern sollten ihre Sache nur selber ausfechten; und wer weiß, wenn sie die Oberhand hätten? Wer weiß, ob es die Lehrer dann besser träfen? Das kann niemand sagen. Ueberhaupt so geschickte Reden!

Herr Stegmüller blieb stehen und schlenkerte die schweren Erdknollen weg, die sich an seinen Stiefeln festgesetzt hatten. Wie grau und öde jetzt alles war! Das Feldkreuz sah aus wie ein Grabstein; die zwei Buchen, welche daneben standen, liefen ihre verwelkten Blätter auf den Bekrenzigten fallen.

„Da war es,“ dachte Stegmüller, „da hat er gesungen, wie das hübsche Mädel dabei war.“

Was ihm der Lehrer von Aufhausen erzählte! Der Studiosus Mang komme häufig in das Haus des Herrn Kaufmann Spörner und musiziere mit dem Fräulein. Und das Fräulein habe ganz begeistert an die Frau Lehrer geschrieben über den Herrn Mang und seinen Tenor, und der Herr Mang hatte ihm, dem Herrn Stegmüller, geschrieben. Auch ganz begeistert über das Familienleben beim Kaufmann Spörner. Was war am Ende dabei? Junge Leute und die Freude an guter Musik. Denn der Mang, der war ein Künstler, gewiß und wahr.

Aber der Lehrer von Aufhausen hatte gesagt, der Studiosus wäre gar nicht so dumm, denn der Spörner Michel mit seinen zwei Häusern und dem alten Geschäft wäre kein übler Schwiegervater. Was hatte Sylvester damit zu schaffen? Weggehen vom geistlichen Berufe? Wenn er bloß die Miene dazu machte, dann zog sein Vetter die Hand von ihm ab: der Spanninger von Pasenbach, der ihn studieren ließ.

Stegmüller blieb wieder stehen. Er war am Weblinger Holze und fand auf dem Waldboden einen besseren Weg.

„Ja, die Jugend!“ sagte er. „Das lebt so dahin und denkt nichts.“

Neben ihm rauschte es heftig durch das welke Laub; ein Gase sprang weg und setzte über das Feld.

Plötzlich schlug er einen Haken, und Stegmüller sah, daß weiter unten ein Bauer bei seinem Düngertwagen stand.

Es war der Schuller. Stegmüller erkannte ihn und wollte nicht ohne Gruß und Rede an ihm vorbeigehen.

„Gut Morgen, Schuller!“

„Ah, der Herr Lehrer! Waren's in Aufhausen drüben?“
„Freilich. Hat ein bißel lang gedauert, da bin ich gleich über Nacht geblieben.“

Stegmüller kam näher und reichte dem Schuller die Hand hin.

„Es geht it,“ sagte dieser, „an andersmal, Herr Lehrer. Bei dem Geschäft hat ma koane sauber'n Händ.“

Und er nickte mit dem Kopfe gegen den Düngertwagen hin.

„Es gilt auch so,“ erwiderte Stegmüller. „Sie sind schon wieder fleißig?“

„Ja, muach scho sei.“

„Freilich. Wer durch den Pflug reich werden will, muß

ihn selber anfassen. Und Arbeit hat bittere Wurzel, aber süße Frucht.“

Der Schuller lächelte.

„Sie ham's allawei mit die Sprichwörter, Herr Lehrer.“

„Da steckt die größte Weisheit drin, Schuller. No, Ihnen brauchet man nichts zu sagen. Es hat keiner seine Sach in besserer Ordnung wie Sie.“

„Es gibt Leut', de öffentlich was anders sag'n, Herr Lehrer.“

„Ich versteh' Sie schon, aber wenn man auch nicht alles sagen darf, was man denkt, deswegen ist man doch nicht einverstanden damit.“

„Ja, und wo dem kommt's her, daß de Schlichkeitigkeit so guat wachst.“

„Von was, Schuller?“

„Wo dem, daß sie die oan nix, und die andern alles frauen derfen.“

Stegmüller wurde etwas verlegen.

In den grauen Augen, die ihn so frei und gerade anblickten, lag ein Vorwurf. Er gehörte auch zu denen, die sich nichts trautes und aus Mangellichkeit zu allem schwiegen.

„Ja, Schuller, was will man machen?“ sagte er. „Wenn ich frei wäre oder einen Hof hätte wie Sie oder . . .“

„I hab' net grad' Cahna g'moant, Herr Lehrer, i moan überhaupt bloß a so.“

Stegmüller bohrte mit seinem Schirme Löcher in den Boden und schaute nachdenklich vor sich hin.

„Schuller,“ sagte er plötzlich, „ich hab' neulich schon mit Ihnen reden wollen, wie die Geschichte passiert ist mit dem Grab. Sie dürfen glauben, daß ich das nicht gebilligt habe, durchaus nicht.“

„Dös glaab i Cahna gern.“

„Es hat mir so leid getan wegen Ihnen und Ihrer Frau. Es verlegt doch das religiöse Gefühl, so was.“

„Dös mei nimmer, Herr Lehrer.“

Stegmüller sah den Bauer verwundert an. Der breitete gleichmütig den rauchenden Mist vor sich aus und holte wieder eine Gabel voll vom Wagen herunter.

„Wie meinen Sie das, Schuller?“

„Wia'r i dös moan? Dös will i Cahna scho sag'n.“

Der Schuller stützte sich auf die Gabel und stellte sich breitbeinig hin.

„I hab' nix mehr z' toa mit der Religion.“

„No, no!“

„Na, gar nix mehr. I mach' net bloß Sprüch'. Sie derfen mir's glaab'n.“

„Ich weiß, daß Ihnen Unrecht g'schehen is, Schuller. Aber so darf ma doch net gleich mit allem fertig sein.“

„Glei? Dös is gar net so glei g'wen.“

„Aber doch bloß wegen den G'schichten.“

„Na, net bloß deswegen, Herr Lehrer. Mir san ja dumme Bauern und hamm nix g'lernt. Aber ma hört do was und scheid was. Und dös hat mir g'langt.“

„Es sind nicht alle gleich, Schuller, es gibt auch sehr brave Geistliche.“

„No scho sei; i nimm eahna nix weg von der Bravheit. Brave Menschen gibt's überall.“

„Weil Ihnen jetzt der unfrige alles mögliche antut, meinen Sie, es sind die andern auch so.“

„I schaug's ganz anders o, Herr Lehrer. Seh'n S', dös, was mir inder Pfarrer o'tuat, dös kimmt von seiner Bosheit. Und da könnan de andern nix dafür. Dös ba'steh i recht guat. Und dös woach i aa, es gibt bei a jeden Sach' guata und schlechte Leut'. Bei der Religion aa.“

„Da haben Sie recht, Schuller.“

„Ja, da hab' i recht. Aber dös is net des Schlechte, Herr Lehrer. Dös Schlechte is, daß d' Religion net dagegen is. Gegen dös, was inder Pfarrer tuat.“

„Passen Sie einmal auf, Schuller . . .“

„Na, na, Herr Lehrer, da is d' Religion schuld, wenn ma solchene Unterschied macht, ob jetzt oans g'schwind taufst is, oder net. Dös versteh' i do no, wenn i aa bloß a dummer Bauer bin.“

„Das glaubt niemand, daß Sie dumm sind.“

„Ja no, unferoaner lernt nix; Des hab't's viel mehra g'lesen. Aber dös hamm S' no nirgends g'lesen, Herr Lehrer,“

Daß d' Religion so was verbiat'n tat. Ober daß's ausdrücklich hoapen tat, es gibt bloß rechtschaffene oder schlechte Leut', und foan andern Unterschied net."

"Das ist bei jedem Glauben so, net bloß bei dem unsern, Schüller. Das verlangt eine jede Religion, daß man sich zu ihr bekennt."

"Is scho recht! Daß ma siecht, daß oana dabei is. Net wahr? Dös is d' Hauptsach'. Was aber oana fingscht tuat, und bal er no so schlecht is, auf dös geht's it z'samm. Wann er no dabei is!"

"Darüber muß hernach ein anderer richten."

"I siech aber überall, daß de Geistlichen richten. De spielen si auf, als wann sie die Herren waar'n, über de ander Welt aa. De reihen ja a Kreuzel vom Grab weg, weil sie dös zum Regieren hamn, was amal da drüben gibt."

"Sie reden immer von dem und meinen immer das. Aber das wird jeder beurteilen, der wirklich eine Religion hat."

"So? I hätt' mir denkt, de meist Religion müastn de Geistlichen hamn. Und wenn oaner an Ausnahm' macht, warum rühren si de andern net dageg'n? De helfen do alle z'samm."

"Seider, daß nicht alles so ist, wie's sein soll! Aber den Glauben darf man deswegen nicht verlieren."

"Net, moanen's?"

"Nein, ganz gewiß nicht."

"Wia's oana o'schaugt, Herr Lehrer! Ma siecht viel, was oan it g'fallt. Daß a schlechter Mensch oft dös größt' Glück hat und a braver geht z' Grund. Da sagt ma nacha, ma woag it, was inser Herrgott in Sinn hat. Es ist eine Zulassung Gottes. Vo mir aus, i woag's a net besser. Aba, daß oana von seine Geistlichen d' Religion ausnutzt, als Mittel zu da Schleichtigkeit, des sell durst er it zualassen, Herr Lehrer! Einscht kunnt's amal sei, daß d' Leut' all'sammete irr' wer'n."

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der kleine Flüchtling.

Von Wilhelm Scharrelmann.

(Schluß.)

"Ich glaube nicht, daß ein Gewitter kommt," nahm er leise die Unterhaltung wieder auf.

"Mir soll's egal sein," antwortete der Rothfarige und gähnte.

"Mir auch," log Paul.

"Was man hoffen könnte dabei, wäre ja nur, daß ein Blitz die Anstalt trafe und den verdammten Kasten in die Luft tauchen ließe. Aber den Alten müßte es zunächst in die Nase treffen. Er müßte explodieren wie ein Pulverturm!"

"Stimmt," sagte Paul trocken. "Das wünsche ich auch."

"Aber den Gefallen tut einem das Gewitter doch nicht, es schlägt immer da ein, wo es nichts nützt!"

"Aber was sollten wir machen, wenn's brennte?" Aus den Fenstern springen?"

"Und das Genick brechen dabei, stimmt!" sagte Mienaber flüsternd und lachte in die Bettdecke.

"Meinst Du, daß es zu hoch wäre, um hinunter springen zu können?"

"Ja, wenn die Feuerweh'r da wäre und ein Sprungtuch darunter hielte, möcht's geh'n. Aber riskant bleibt die Geschichte immer."

Also auch Karl hielt die Sache für unmöglich. Paul wurde nachdenklich und schwieg eine ganze Weile. Als er sich dann wieder an seinen Freund wandte: "Ich glaube, Mut haben, wäre alles dabei! Nur wer den Mut verlore, würde das Genick brechen!" war Karl bereits eingeschlafen.

Unten im Hofe ging der Knecht mit schweren Schritten nach seiner Schlafkammer hinüber, die über dem Stalle lag. Eine Tür wurde zugeschlagen.

Nun fuhr auf der Straße ein Wagen vorbei.

Dann trat lautlose Stille ein.

Plötzlich begann der Jakob Weber im Traum vor sich hinzusprechen und mit den Armen herumzuschlagen. Paul bog sich aus seinem Bette, sagte ihm an der Arme und schüttelte ihn.

"Jakob, Du!" flüsterte er.

Der schnob ein paar mal laut durch die Nase, holte wütend mit dem Arm aus, als müßte er sich eines Angreifers erwehren, stöhnte dabei, als würde ihn einer und schlief dann weiter, ohne sich ermuntert zu haben.

Eine halbe Stunde später setzte Regen ein. Paul hörte deutlich das Aufschlagen der Tropfen an den Fensterscheiben und einige Minuten später gluckste die Gasse schon von dem Regenwasser, das in Strömen vom Dache abfloß.

Das Rohr würde naß und glatt sein. Aber dafür mußte es

gewiß recht dunkel sein draußen, und darum schien ihm der Regen gelegen zu kommen.

Leise stand er auf und schlich ans Fenster.

Es war so dunkel, daß er im ersten Augenblicke nichts sah, weil ihm das Licht der Gasflammen noch im Auge lag. Dann erlauchte er deutlich die Umrisse der Stallgebäude auf dem Hofe. An der anderen Seite, in den Wohnräumen des Hausvaters, war noch Licht. Ein großer schimmernder Lichtfleck lag auf dem nassen Pflaster da unten. Am besten war es, wenn er es jetzt gleich wagte. Unten war alles still und auch im Saale schliefen alle.

Leise tappte er zu seinem Bette zurück und zog die Kleider an, während ihm vor Aufregung die Zähne im Munde klapperten, so daß er sie fest zusammenbeißen mußte. Auch die Arme und Knie zitterten ihm.

Wenn gerade jetzt jemand käme!

Leise nahm er die Schuhe in die Hand, schlich wieder zum Fenster und begann hinauszuklettern. Nun war er plötzlich wieder ganz rubig.

Nittlings sah er auf der Fensterbank, zog die Schuhe über und rutschte dann bis dicht an den Fenstersügel, der ihn im Wege stand. Er ergriff den eisernen Haken, der das Fenster festhielt, und ließ sich dann von der Fensterbank hinuntergleiten.

Einen Augenblick hing er frei da. Dann hatte er mit den Füßen die Dachröhre gefunden, schob den Kopf unter dem Fenstersügel weg und tastete mit einer Hand hinüber. Jetzt kam das schlimmste. Er mußte den sicheren Haken loslassen.

Eine fürchterliche Angst überfiel ihn plötzlich. Er wagte es nicht und überlegte, ob er nicht doch lieber wieder zurückklettern wollte.

Aber dann hatte er einen Ausweg gefunden. Plötzlich ließ er den Haken los und griff nach der steinernen Fensterbank. Die führte weiter am Fenster vorbei und nun konnte er langsam ruckweise sich auch mit der Hand der Gasse nähern.

Jedesmal rutschte er mit den Füßen ein Stückchen tiefer. Ein Zurück gab es nun nicht mehr.

Plötzlich ließ er auch die Fensterbrüstung los und griff nach der Gasse. Wieder gab es einen Ruck; aber seine Finger klammerten sich so fest an, daß sein Körper wieder zur Ruhe kam. Er durfte nicht ins Rutschen geraten. Das war es.

Stückweise und langsam glitt er nun tiefer, langsam, ganz langsam . . .

Wie weit das Gesims wohl noch entfernt war? Dort konnte er doch einmal Halt machen und sich ein wenig ausruhen.

Plötzlich hörte er den Schritt des Hausvaters oben im Schlafsaal. Ein eiskalter Schreck fuhr ihm durch die Glieder. Nein, er täuschte sich nicht. Er hörte ganz deutlich das hüpfelnde Mühspern, das er so genau kannte.

Schneller als vorher ließ er sich hinuntergleiten und mit einem Male spürte er das Gesims unter seinen Füßen.

Es war breit genug, um darauf stehen zu können. Nur gerade mußte man sich halten und die Hände nicht von der Röhre lassen.

Aber was nützte das. Alles war ja verloren. Der Alte hatte vielleicht schon seine Flucht bemerkt. Man würde ihn suchen und ihn unten im Hofe finden, ehe er über die Pforte klettern konnte . . .

Plötzlich durchzuckte ihn ein Gedanke. Wenn er hier auf dem Gesims blieb? Keiner würde ihn hier oben vermuten. Er mußte sie suchen lassen, bis sie es aufgaben. Die ganze Nacht würden sie es schon nicht aushalten und nachher konnte er in aller Ruhe davon gehen.

Er drückte das Gesicht in den Winkel zwischen der Röhre und der Mauer und stand unbeweglich und lauschte.

Der Alte mußte den Schlafsaal schon wieder verlassen haben. Oben war alles wieder still.

Nur jetzt um alles in der Welt nicht hinunterklettern. Das wäre zu dumm! Er würde ihnen gerade in die Arme laufen.

Da öffnete sich auch schon unten die Türe, die zum Hofe hinausführte und eilige Schritte kamen über den Platz. Der Hausvater und die Lehrer waren es, die miteinander flüsterten.

Paul verstand nicht, was sie sagten. Ihm klopfte das Herz vor Aufregung und Angst, daß man ihn doch finden werde. Aber er rührte sich nicht.

Unablässig rann der Regen an ihm hernieder. Er war schon ganz durchweicht von der Kälte.

Dann kam noch jemand mit einer Laterne und man ging auf die Suche. Dicht unter ihm standen sie still und berieten.

"Er muß vom Schlafsaal herunter geschlichen sein," hörte Paul den Hausvater sagen. "Beim Zubettgehen ist er noch dagewesen und das Bett war noch warm. Er kann also noch nicht lange hinaus sein. Er wird auf den Hof geschlichen sein und sich hier versteckt haben. Ich begreife nur nicht, wie er durch die Türe auf den Hof hat gelangen können. Ich hatte den Schlüssel schon abgezogen."

"Es kann auch sein, daß er in den Keller hinuntergestiegen und durch eins der kleinen Fenster auf den Hof hinausgeklettert ist. Vielleicht ist eins der Kellerfenster offen?"

"Dann sitzt er im Feuerungsschuppen!" sagte der Hausvater leise und stampfte mit dem Fuße auf die Erde.

Man klinkte die Türe zum Schuppen auf und alle gingen hinein und leuchteten hinter die Stavel von Brennholz, die dort laagerten.

Das dauerte eine endlos lange Zeit.

Endlich sählich man leise wieder über den Hof zurück, leuchtete auch hier vorsichtig in alle Winkel und begab sich dann endlich ins Haus, um zunächst im Keller die Suche fortzusetzen.

Als sich die Türe hinter ihnen geschlossen hatte, ließ sich Paul an der Gasse hinuntergleiten, lief hastig über den Hof und kletterte über die Pforte.

Die spitzen Nägel, die vom Rande in die Höhe starrten, hinderten ihn wenig. Er war so aufgeregt, daß er es kaum fühlte, wie sich eine der rostigen Spigen in seine Hand bohrte.

Mit einem Satz sprang er dann von oben auf das Pflaster und rannte die Straße hinunter.

An der nächsten Ecke mäsigte er seine Schritte, um nicht aufzufallen und ging, die Hände in den Hosentaschen, mit gewöhnlichen Schritten weiter.

Es war ärgerlich, daß er sich beim Ueberklettern die Hand verletzt hatte. Die Wunde begann allmählich zu brennen als hielt jemand einen glühenden Nagel hinein.

Bei der nächsten Laterne blieb er stehen und sah nach dem Schaden. Die Wunde war nur klein und blutete fast gar nicht. Aber geschwollen schien die Hand zu sein und eine wunderliche Steifheit sah in den Fingern.

Als er an die letzten Häuser der Stadt kam, atmete er auf. Nun war er in Sicherheit! Hier auf dem freien Felde würde ihn niemand finden. Wenn ihn jemand anriefe, würde er blindlings in das dunkle Feld hineinlaufen. Dort würde ihn keiner wiederfinden. Jeden Schleichweg kannte er dort und der Stadtwald war nicht mehr weit.

Es regnete noch immer. Er hatte keinen trockenen Faden mehr am Leibe. Aber die Luft war warm und schwül, und es froh ihn nicht, trotz der Nässe.

Es war doch ein gefährliches Wagemut gewesen. Wenn er losgelassen hätte oder abgerückt wäre, würde er jetzt vielleicht noch mit gebrochenen Gliedern im Hofe der Anstalt liegen.

Vortrefflich, wie alles gegangen war. Aber einen Denzettel hatte er nun doch bekommen. Merkwürdig, daß eine solch kleine Wunde so schmerzen konnte. Er spürte ein Krabbeln im Arme, ein dumpfes Stechen, und dann hatte er wieder ein Gefühl, als wäre die Hand gelähmt und schwellte in der Tasche so an, daß er sie nicht wieder hervorzuziehen könne.

Aber schlamm war die entsetzliche Müdigkeit, die ihn plötzlich überfiel. Wenn er sich doch irgendwo ausstrecken könnte und schlafen — — —

Da tauchten endlich die Bäume des Stadtwaldes auf. Er verließ die Straße und drang in das Gebüsch ein, das ihm mit regenfeuchten Zweigen ins Gesicht schlug. Aber nach einer Viertelstunde hatte er die Stelle erreicht, wo der Graben quer durch das Holz ging, und kletterte müde den Abhang hinunter.

Es war eine kleine Erdhöhle, in die er hineintrat, kaum so groß, daß ein Mann ausgestreckt darin liegen konnte; die Burzeln der Bäume hielten das Erdreich fest. Ein paar Fliederbüsche bedekten den Eingang. Todmüde legte er sich zum Schlafen nieder.

Der Regen rauschte einformig fort in den Kronen der Bäume und fiel mit singendem Tröpfeln auf das Wasser unten im Graben. Mehrmals schreckte er aus dem Schlafen wieder auf, so stark und bohrte der Schmerz in der Hand. Es war ein Klopfen darin, als würde mit nadelstumpfen Hämmern darin gearbeitet.

Aber morgen würde die Wunde verheilt sein. Es war ja nichts Besonderes. Warum er nur den Arm nicht recht heben konnte? Auch die Schulter schmerzte.

Dabei froh ihn und die Zähne begannen ihm vor Frost im Munde zu klappern.

Aber alles war gut, wenn er nur nicht wieder zurück brauchen in die Anstalt!

Der Regen hatte aufgehört und nun wurde es zauberhaft still im Walde. Nur hier und dort klatschte noch ein Tropfen von den Blättern der Bäume auf die Zweige des Gebüsches. Und dann kam plötzlich der Mond durch die Wolken und schien auf das Wasser und die Büsche an der anderen Seite der Bösung. Sie glänzten im Mondlicht mit ihren regenfeuchten Zweigen.

Paul lag und dümmerte vor sich hin, ohne daß ihn der Schmerz schlafen ließ. Bittere Traumbilder wechselten wie die Bilder eines Kaleidoskops vor seinem Auge.

Ob die ihn drüben in der Anstalt noch suchten? Ob der Alte noch immer mit dem Fuße stampfte und heiser und aufgereggt flüsterte?

Er sah sich wieder in der Anstalt. Man hatte ihn auf dem Sims entdeckt und jetzt trugen sie ihn auf einer Leiter hinunter, und der Hausvater griff ihm in die Haare und schrie mit wutbebender Stimme: „Du Schlingel, Du nichtsnutziger Schlingel Du!“ und dann holte er zum Schlagen aus. — —

Jäh schreckte er aus seinem Traume wieder auf und sah sich ängstlich um.

Ging da nicht jemand an der gegenüberliegenden Seite des Grabens am Ufer hin? Bewegte sich dort nicht etwas?

Aber wirklich!

Anhörbar kam es näher. Es glitt über dem Wasser hin. Er sah es ganz deutlich. Es kam auf ihn zu.

Ein eisalter Fieberschauer ergriff ihn und schüttelte ihn, daß ihm die Zähne klapperten.

„Mutter!“ stammelte er leise, als es näher kam und nun die Bösung hinaufzusteigen schien. „Mutter! Du bist es? Ja! Fortgelaufen bin ich! Nun will ich hier bleiben. Du mußt es nur niemand sagen, sonst kommt man und holt mich und dann werde ich wieder eingesperrt!“

Bist Du böse, daß ich fortgelaufen bin? Warum? Ich dachte, Du würdest lachen, wenn Du es hörtest. Du wohnst jetzt in einem feinen Hause? Tausend Zimmer sind darin? Ah; nimm mich dahin mit, Mutter! Mich friert hier so!

Du darfst nicht allein wieder fortgehen! Warte nur einen Augenblick, so geh' ich mit. Ich kann nur nicht so schnell. — Mut — ter! — Mut — — ter — — !“

(Nachdruck verboten.)

Das Wirtschaftsleben der alten Germanen.

I.

Ueber das Wirtschaftsleben der alten Germanen sind nur spärliche literarische Zeugnisse auf uns gekommen.

Der griechische Geograph Pthéas aus Massilia (Marseille), ein Zeitgenosse Alexanders des Großen, ein früher Anhänger des Arioms von der Kugelgestalt der Erde, bereiste ums Jahr 334 vor Christus den Nordwesten Europas und konstatierte in seiner fragmentarisch überlieferten Schrift „Vom Ocean“ bei den germanischen Bewohnern der friesischen Küste die Existenz des Bernstein.

Jüngere Nachrichten stammen von dem stoischen Philosophen Posidonius, der ums 103 vor Christus in Syrien geboren wurde und nach der Insel, auf der er lehrte, der „Rhodier“ genannt wird. Aus den Fragmenten des Posidonius geht hervor, daß im ersten Jahrhundert vor Christus der germanische Stamm der Sueben feste Wohnsitze und Ackerbau nicht gekannt, ja nicht einmal ein fest umrissenes Stammesgebiet besaßen, sondern von Weide zu Weide in Germanien umherziehend, extensive Viehwirtschaft getrieben hat.

Der griechische Geograph Strabon, der ums Jahr 63 vor Christus geboren wurde und in Rom gelebt hat, griff in seiner „Geographie“ auf die Angaben des Posidonius und des Julius Cäsar zurück.

Der römische Feldherr und Staatsmann Julius Cäsar selbst, der vom Jahre 100 bis zum Jahre 44 vor Christus gelebt hat, hinterließ uns originelle, auf eigener Anschauung beruhende Nachrichten über das Wirtschaftsleben der alten Germanen. In seinem Werke über den Eroberungskrieg, den Cäsar vom Jahre 68 bis zum Jahre 51 gegen Gallien führte, finden sich in den Kapiteln 22 und 23 des 6. Buches folgende Angaben:

„Den Feldbau betreiben die Germanen so gut wie gar nicht; ihre Nahrung besteht hauptsächlich in Milch, Käse und Fleisch. Niemand hat eine abgegrenzte Feldmark oder eigene Grundstücke, sondern die Obrigkeit und Vorsteher weisen alljährlich den Stämmen und Verwandtschaften, die sich zusammenhalten, Feld an, so viel und wo sie es immer gut finden, und lassen sie im folgenden Jahre anderswohin ziehen. Dafür geben sie viele Gründe an: es solle durch Vorliebe für bleibende Wohnstätten der Haug zum Krieg nicht in Lust zum Feldbau ausarten, man solle nicht nach ausgedehnten Gütern trachten, Mächtigeren sollten nicht Schwächeren aus ihrem Eigentum betreiben, man solle nicht bequeme Einrichtungen gegen Hitze und Kälte beim Bauen machen, es dürfe nicht Habgucht, die gewöhnliche Quelle von Parteien und Zwistigkeiten, entstehen — endlich, der gemeine Mann solle zufrieden erhalten werden, wenn er sehe, daß der Mächtigste nicht mehr habe als er. Der größte Ruhm eines Volkes ist es, weit und breit um sich her Einöden und Wüstencien zu haben. Sie sehen es als einen ganz besonderen Beweis von Tapferkeit an, wenn ihre verjagten Nachbarn auswandern und niemand es wagt, sich an den Grenzen aufzuhalten.“

In den Kapiteln des 6. Buches, in denen von den Germanen die Rede ist, teilt Cäsar ferner mit, daß sich die Germanen in Rentierfelle Heiden, ein „großes, starkes, eisennerbiges Geschlecht“, und daß sie außer dem Rentier das Elentier, das „der Gestalt und den bunten Flecken nach“ dem Rehe gleiche, jedoch der Hörner entbehre, etwas größer sei und stehend schlafe, und den Aurochs jagten, der etwas kleiner sei als der Elefant und in „Gestalt, Farbe und Körperbau“ dem Stiere gleiche.

Nicht ohne Belang scheint es zu sein, daß Cäsar im 19. Kapitel des 4. Buches erzählt, er habe gelegentlich seines ersten Rheinüberganges, der im Jahre 55 stattfand, auf dem germanischen Rheinufer „alle Dörfer und Gebäude einäschern und die Feldfrüchte abmähen lassen“. Bei den germanischen Sigambrenn, auf die sich diese Angaben beziehen und die am rechten Rheinufer zwischen Lippe und Ruhr saßen, scheint es demnach im Zeitalter Cäsars Feldbau und feste Siedelungen gegeben zu haben. Wir haben allerdings kein Recht, die wirtschaftlichen Verhältnisse dieses Grenzlandes auf das innere Germanien zu übertragen.

Von Wichtigkeit ist es ferner, daß Cäsar das germanische Gefolgswesen in vollkommener Ausbildung vorfand. Kapitel 23 des 6. Buches berichtet:

„Straßenraub entehrt nicht, nur muß er außerhalb der Grenzen geschehen. Nach ihrer Ansicht ist er ein Mittel, junge Leute zu beschäftigen und vom Müßiggang abzuhalten. Macht daher ein Edler in den Volksversammlungen bekannt, er wolle einen Streifzug ausführen, wer Lust hierzu hätte, möge sich erklären, so stehen alle auf, denen das Unternehmen und der Anführer gefällt, sagen ihren Beistand zu und erhalten noch vom Volke vieles Lob.“

Aus denselben Verhältnissen wirtschaftlichen Unfleißes und wirtschaftlicher Not erklären sich die germanischen Auswanderungen. Im 31. Kapitel des 1. Buches gibt Cäsar Nachricht über die zahlreichen Auswanderungen germanischer Stämme in das reichere, wirtschaftlich höher entwickelte*) Nachbarland Gallien. Cäsar läßt einen gallischen Fürsten, den Meder Divitiacus, in jenem Kapitel sprechen:

„Zwei Parteien gäbe es bei den Galliern, an deren Spitze die Meder und die Arverner ständen. Nach einem langen und schweren Kriege zwischen beiden Teilen um die Oberherrschaft wären germanische Soldner von den Arvernern und den Sequanern angenommen worden. Anfänglich seien ihrer nur fünfzehntausend Mann über den Rhein gekommen; nachdem aber diese rohen und wilde Leute an Galliens Fluren, Erzeugnissen und Lebensart ein Behagen gefunden hätten, so wären noch mehrere gefolgt. Jetzt belaufe sich ihre Anzahl in Gallien auf hundertundzwanzigtausend Mann. . . . Allein der Erfolg wäre für die siegenden Sequaner schlimmer ausgefallen als für die besiegten Meder: denn der Germanenkönig Ariovistus hätte sich in ihrem Gebiete festgesetzt und den dritten Teil des Landes, des besten von ganz Gallien, weggenommen, und nun sollten die Sequaner auch noch das zweite Drittel den Harudern zur Wohnung und zum Aufenthalt einräumen, die vierundzwanzigtausend Mann stark vor einigen Monaten zu ihm gestoßen wären. In kurzer Zeit würden sie somit insgesamt aus Gallien gejagt werden und alle Germanen über den Rhein kommen, denn weder Boden noch Lebensweise in Germanien läme der gallischen gleich. Ariovistus aber herrsche seit dem Hauptzuge über die gallische Macht, den er bei Magetobria erfochten habe, mit Übermut und Grausamkeit, er verlange die Kinder des ersten Adels zu Geiseln und übe alle Arten von Härte und Grausamkeit gegen sie aus, wenn nicht alles noch seinem Willkür und Willen geschähe. Er sei ein Barbar, ein jähzorniger, tollkühner Mann: man könne nicht länger seine Herrschaft ertragen.“

Was entnehmen wir aus diesen Ueberlieferungen?

Die Germanen waren zur Zeit Cäsars, also um die Mitte des ersten Jahrhunderts vor Christus, kriegerische Nomaden. Sie trieben die Viehzucht in rohem Stil; in verschwindendem Maße, mehr an der Grenze, weniger im Binnenlande, primitiven Feldbau. Mit der Zunahme der Bevölkerung verengte sich der Nahrungsspielraum der Germanen; große Volksteile verließen, teils aus Not, teils aus Lust am kriegerischen Abenteuer, ihre Heimat und bewegten sich gegen die Grenzen Galliens und des römischen Reiches. Das Eindringen der Sueben unter Ariovist war nicht das erste Ereignis dieser Art; die italienischen Züge der Cimbern und Teutonen zur Zeit des Marius und des Sulla hatten sich aus ähnlichen Verhältnissen erklärt. Die Nahrung der Germanen war zur Zeit des Cäsar zum allergrößten Teile animalisch.

Und welches Wirtschaftsrecht spiegelt sich in Cäsars Darstellung? Die gewaltige Masse der Germanen, die zur Zeit Cäsars zwischen Alpen und Nordsee, Rhein und Weichsel saßen, bildete kein zusammenhängendes Staatsgebilde; die Germanen gruppieren sich in Völkerschaften, als deren vorzüglichste dem Cäsar die der Sueben entgegentrat. Das Grundeigentum war an die Völkerschaft gebunden, die ihr Gebiet durch wüste Grenzgebiete gegen die germanische Nachbarkölkerschaft abschloß. Von einem privaten Grundeigentum des einzelnen, der Familie, der Sippe war nicht die Rede. Durch ihre Funktionäre verteilte die einzige Grundeigentümerin, die es damals in Germanien gab, die Völkerschaft, das Land leihweise auf ein Jahr an einzelne Verbände, die auf dem Prinzip der Verwandtschaft aufgebaut waren. Nach Ablauf der einjährigen Ruhefrist erhielt jeder dieser Verbände ein neues Weidegebiet angewiesen.

Die pädagogische Absicht, die Cäsar den Landesobrigkeiten untersahob, bestand in Wirklichkeit nicht; die jährliche Auswechslung der Ruheflächen ist eine allgemeine natürliche Erscheinung der Wirtschaftsgeschichte nomadischer Völker; noch am Anfang des 19. Jahrhunderts wurden beispielsweise in Afghanistan ganz analoge Verhältnisse vorgefunden.

Die nächsten Nachrichten über das wirtschaftliche Leben der

Germanen finden wir bei dem römischen Enzyklopädisten Plinius dem Älteren, der vom Jahre 23 bis zum Jahre 79 nach Christus gelebt, Germanien besucht und in seiner „Naturgeschichte“ überliefert hat, daß die Germanen Saffer zur Bereitung von Wein anbauten.

Wie sich in der Zeit zwischen Cäsars Rheinübergängen und den großen germanischen Kolonialkriegen des kaiserlichen Rom die wirtschaftlichen Verhältnisse der Germanen gewandelt hatten, das erweist jene einzigartige ethnographische Studie des römischen Geschichtsschreibers Cornelius Tacitus, der vom Jahre 55 bis mindestens zum Jahre 117 nach Christus gelebt hat: die „Germania“, die ungefähr ums Jahr 100 veröffentlicht worden ist

Kälte-Industrie.

Anlässlich des internationalen Kongresses für Kälteindustrie, der sich in diesen Tagen in der Pariser Sorbonne versammelte, teilt Genry de Varigny im „Temps“ interessante Daten über die Entwicklung und die Leistungen der verschiedenen Kühlverfahren mit. Die Kälte spielt in den verschiedensten Industrien eine wichtige Rolle. Man verwendet sie in den Brauereien wie — was wohl vielen Leuten erstaunlich scheinen wird — in den Hochöfen. Am bedeutendsten aber ist ihre Verwendung für die Konservierung von Nahrungsmitteln geworden. Auf diesem Gebiete hat sich in den letzten Jahrzehnten eine Revolution vollzogen, deren volle Kräfte sich allerdings in einem großen Teil der Kulturwelt noch nicht entfalten konnten. Zum Teil hängt das mit dem Vorturteil des Publikums zusammen, das immer an das gefrorene argentinische Fleisch denkt, das mit der Säge oder mit der Hade zerteilt werden muß und in der Tat von seiner ursprünglichen Qualität verloren hat. Heute handelt es sich nicht um diese primitive Methode des Gefrierens, sondern um ein bloßes Kühlverfahren, das das Produkt in einer niedrigen Temperatur, aber über dem Gefrierpunkt erhält. Dank der Verwertung der verbollkommeneten Methoden ist Basel die Fischhalle für Mitteleuropa geworden und wird in naher Zukunft auch seine Geflügelhalle werden. Der Fleischkonservierung steht in Europa Dänemark voran. Das kleine Land hat 3400 Schlachthäuser mit einem Jahresprodukt von 240 Millionen Kilogramm Fleisch und Speck. Davon liefern 70 große Schlachthäuser allein 210 Millionen und diese 70 sind alle mit Kühlvorrichtungen versehen. Das Fleisch geht von da nach einem großen Teil von Europa, namentlich nach England, das aber auch Fleisch aus Südamerika, den Vereinigten Staaten, Australien und Neuseeland bezieht. Im Deutschen Reich besitzen von 800 Schlachthäusern 350 Kühlanlagen, in Frankreich nur 4 von 912. Bezeichnend aber ist, daß auf dem Pariser Markt die aus Amerika, Deutschland und der Schweiz kommenden Rendenstücke den besten Preis erzielen. Die französische transatlantische Compagnie ernährt ihre Passagiere mit amerikanischem Fleisch und verwendet das Fleisch, das sie in Gahre kauft, nur für die Mannschaften. Vermutlich aber wird der Anstoß, den anderen Ländern nachzutreiben, in Frankreich vom Militarismus kommen müssen, der anderswo zur Einrichtung riesiger Kühlkammern für den Kriegsfall geführt hat. Auch für die Verwertung anderer landwirtschaftlicher Produkte ist das Kühlverfahren von höchstem Wert. Bekannt ist die Rolle, die die dänische Butter und Milch auf dem Weltmarkt spielen. Aber auch Sibirien ist so auf dem Weg, ein großes Exportland zu werden. Es schickt heute schon 26 Millionen Kilo Butter nach England. Man kann sagen, daß der Kampf der nationalen Landwirtschaften auf dem Weltmarkt vielfach durch die bessere Anpassung an die Kühlindustrie entschieden wird. So ist die Mailänder Butter auf dem türkischen Markt von der Budapestener vollständig verdrängt worden. Merkwürdig sind die Erfolge des Kühlverfahrens bei der Konservierung von Obst. Die Amerikaner und Engländer sind da voran. Kirscheln werden 30 Tage frisch erhalten, Pflaumen, Pfirsiche und Tomaten 60 Tage. Erdbeeren halten 30 Tage aus. Auf dem Londoner Markt werden die aus Kalifornien eingeführten den französischen vorgezogen. Äpfel behalten ihren Duft über ein Jahr. In Frankreich, das zu den reichsten Obstländern der Erde gehört, werden Pfirsiche aus dem Kapland, aus Australien und Tasmanien mit hohen Preisen bezahlt. Es ist übrigens zu bemerken, daß sich das Kühlverfahren beim Obst nicht in allen Ländern mit dem gleichen Erfolg anwenden läßt. Das Klima des Ursprungslandes ist entscheidend. Früchte aus feuchten Klimaten geben zugrunde. Schließlich soll noch des Einflusses gedacht werden, den die Einführung des Kühlverfahrens auf den Fortschritt der Obstkultur gehabt hat, da sich der Export nach fernen Ländern um so besser lohnt, je bessere Qualitäten gezogen werden. — Es bedarf wohl keines Hinweises, daß die segensreiche Anwendung technischer Errungenschaften bei der Verwertung landwirtschaftlicher Produkte berufen ist, die wirtschaftliche Einheit des Menschengeschlechtes herzustellen und eine großartige Organisation der Weltwirtschaft zu ermöglichen. Heute aber hat sie noch in der bornierten, volksauswuchernden agrarischen Klassenpolitik, die um eines angeblichen „Schutzes der Landwirtschaft“ willen den Reichtum der Erde ungenützt liegen oder verfaulen läßt, ihren schlimmsten Gegner.

*) Ueber den wirtschaftlichen Vorrang der Gallier vor den Germanen schreibt Cäsar z. B. im Kapitel 24 des 6. Buches: „den Galliern ver schafft . . . die Nähe der römischen Provinz“ (Südwestfrankreich) „und ihre Kenntnis der Produkte, die über das Meer kommen, manches . . . zum Ueberflusse . . .“